

Soziale Verortung der Geschlechter

Gesellschaftstheorie und feministische Kritik

herausgegeben von
Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer Einleitung

Veränderungen der Sprechweisen über Gesellschaft sind Begleiterinnen und Symptome gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Dies gilt für den Diskurs der Politik und der Massenmedien ebenso wie für die Wissenschaft und ihre Beiträge zur Selbstverständigung über die Zukunft. Seit Ende der achtziger Jahre ist in den Universitäten von einer „kulturellen Erosionskrise“ (Negt 1998) die Rede, vom „Veralten sozialwissenschaftlicher Begriffe“ (Beck 1994), von der Gefahr des Wirklichkeitsverlusts der Deutungswissenschaften, wenn sie ungeachtet des gesellschaftlichen Wandels auf ihren „alten Kategorienapparaten“ beharren (Negt 1998). Daneben finden sich entgegengesetzte Warnungen vor der Gefahr eines anders gelagerten Wirklichkeitsverlusts, der mit den vom Zeitgeist getragenen Verabschiedungen von Begriffen und Theoremen einhergeht, die das Karussell von „post“ und „new“ (Derrida 1997) in Bewegung halten. Den Geistes- und Sozialwissenschaften – unverzichtbar geworden in weiten Bereichen des politisch-kulturellen Lebens als Ressourcen von Beratung, Planung, Legitimation (Bonß 1994) – wird gleichzeitig von der gesellschaftlichen Entwicklung ihre Ohnmacht vor Augen geführt. Angesichts der folgenreichen Neukonstellierung von soziokulturellen und ökonomisch-technologischen Austauschprozessen erscheinen die in überkommenen Formen der disziplinären Arbeitsteilung des Denkens gewonnenen und geronnenen Mittel in der Tat dürftig. (Haraway 1995) Sie vermitteln Wirklichkeiten, ohne sie erschließen zu können. „Alle lebenswichtigen Probleme liegen heute in der Zwischenwelt der Disziplinen.“ (Negt 1998:46) Für viele Beobachter ist das Scheitern der Geistes- und Sozialwissenschaften als Medium gesellschaftlicher Prognostik wie als kritischer Instanz kultureller Aufklärung offenkundig. (Friedrichs/Lepsius/Mayer 1998)

Fachvertreter antworten auf die Herausforderungen mit vertrauten Reflexen und mit erneu(er)ter Reflexion. Man positioniert sich: *Wozu noch Soziologie?* (Giesen 1989) im *Jenseits der Utopie* (Müller-Doohm 1991), am *Ende der kritischen Soziologie* (Luhmann 1991)? Was macht die Soziologie, wenn „die Wirklichkeit (sich) dreht“? (Bonß 1993).

Fast gleichlaufend mit den Deklarationen von allerlei Enden schießen begriffliche Neuschöpfungen wie Pilze aus dem Boden, Komposita wie „Risikogesellschaft“, „Wissensgesellschaft“, „Bürgergesellschaft“, „Verantwortungsgesellschaft“, „Bildungsgesellschaft“, „Single-Gesellschaft“, „flexible Gesellschaft“, „transparente Gesellschaft“, „Organisationsgesellschaft“, „Mediengesellschaft“, „Postmoderne Gesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“, „Weltgesellschaft“,

„Multikulturelle Gesellschaft“, „Postindustrielle Gesellschaft“, „Dienstleistungsgesellschaft“, „Informationsgesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“ u.a.m.

Im Windschatten solcher Entwürfe mehren sich als untrügliche Zeichen von Wandel, Verunsicherung und Generationenwechsel, Publikationen, die den Charakter von Bestandsaufnahmen und Traditionssicherung haben. Epistemologische Ortsbestimmungen, Überprüfungen des schwankenden theoretischen Bodens, Vergewisserungen der Tragfähigkeit der Schultern diverser Riesen, auf denen man steht.

Ob und inwieweit veränderte Begrifflichkeiten gesellschaftlich-kulturelle Veränderungen begreifen oder ob ihre Konstruktionen die Ontologie der Gesellschaft bloß repräsentieren, im Wortsinne: widerspiegeln, dies sind alte Streitfragen geistes- und sozialwissenschaftlicher Aufklärung. Heute werden sie ausgetragen in einer Konfrontation theoretischer Ansätze, die sich zum Teil in ausdrücklicher Absetzung von früheren Kritiktraditionen entwickelt haben. Sie werden ausgetragen unter historischen Bedingungen, unter denen die kapitalistische Gesellschaft der Gegenwart als alternativlos erscheint.

Während Sozialdiagnostiker und die transdisziplinäre Avantgarde der Verabschiedeter beanspruchen, wesentliche Züge des „Neuen“ und die zu dessen Erkenntnis notwendigen veränderten Perspektiven zu erfassen – und es in Teilen auch tun, erleben wir den dazu parallel verlaufenden, von den Massenmedien beförderten, Prozess des „outsourcing“ und Unmodernwerdens einer der jüngsten Gestalten von Aufklärung und Kritik: der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung. Ungeachtet ihrer prekären Etablierung in einigen Nischen der *alma mater* und ungeachtet einer gewissen Bedeutung einschlägiger empirischer Forschung, die den Lauf frauenpolitischer Institutionalisierungen begleiten: der feministische Anspruch wirkt allmählich als hoffnungslos veraltet. Richtig ist daran, dass (auch) feministische Theorie in einem spezifischen Sinne veralten muss, wenn sie auf der Höhe ihrer Zeit sein will (Dölling 1995). Sie kann nicht die bleiben, die sie als Frauenforschung in den Siebzigern war. Wer hinsieht, kann erkennen, dass sie es, zumindest im theoretischen Diskurs, schon lange nicht mehr ist.

Umgekehrt und gleichzeitig erhält sich jedoch gerade in ihrem Veralten gegenüber dem schnellen Neuen ein Moment ihrer Wahrheit. Beides gehört zum Erfahrungskern feministischer Wissenschaft. Hoffnungslos veraltet: Nach dem Zerfall der großen Utopien liegen noch in der Desillusionierung starke Gründe für die Aktualität und Notwendigkeit feministischer Kritik. Den nachhaltigsten Schutz vor allzuviel Hoffnung auf substanzielle Veränderungen hat dabei die Geschlechterforschung stets selbst geliefert mit ihren empirischen und theoretischen Nachweisen der Beharrlichkeit überkommener Strukturen des Geschlechterverhältnisses.

Die Wirklichkeit mag sich drehen, aber sie dreht sich nicht um völlig neue Achsen. Die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Integration und Ausgrenzung, von Partizipation und Segregation, von Differenzierung und Hierarchisierung, von Anerkennung und Diskriminierung in der Vergesellschaftung von Frauen sind historisch keine Überlebsel des Vergangenen, sondern moderne Phänomene, die auch in der neuen Epoche und trotz neuer Epochenkonstruktionen nicht außer Kraft gesetzt sind. Veränderungen in Geschlechterbeziehungen, die sich hierzulande wesentlich im normativen Bereich ausmachen lassen, erfassen nicht den gesellschaftlich-kulturellen und institutionellen Nexus solcher Widersprüche. Um diesen, um die ihn konstituierenden Strukturzusammenhänge und deren Verhältnis zu den Normierungen von Geschlechterdifferenz, geht es aber in einer gesellschafts- und kulturtheoretischen Perspektive.

Die Wirklichkeit dreht sich – mit ihr die Seismographen und Spürnasen der „Wirklichkeitswissenschaften“ (Weber) und die Sprache, in der sie Gesellschaft beschreiben. Von Ausnahmen abgesehen (siehe dazu: Gottschall 2000), von denen einige auch in diesem Band diskutiert werden, kreisen sie mehrheitlich in einer Art androzentrischer Autopoiesis auf einer Laufbahn der Indifferenz gegenüber Geschlechterverhältnissen. Theorien des Geschlechterverhältnisses scheinen nach wie vor eher Sache der Feministinnen zu sein, ansonsten geht es um Gesellschaft im Allgemeinen. Diese Arbeitsteilung in der Gesellschaftstheorie beeinträchtigt die Entwicklungschancen einer kritischen Reflexion der Gegenwart. Dies gilt durchaus in beiden Richtungen: Auch in manchen Zweigen der Frauen- und Geschlechterforschung wird so getan, als sei es möglich, Geschlechterverhältnisse jenseits ihrer Einbettung in den gesamtgesellschaftlichen Prozess zu analysieren. Sie läuft damit Gefahr, zu der Bindestrichwissenschaft zu werden, die sie als feministische Theorie nie sein wollte.

Ebenso unmöglich ist es aber, Gesellschaftsanalyse zu betreiben und dabei ein zentrales Differenzierungs-, Strukturierungs-, Stratifikations- und Herrschaftsprinzip einfach auszublenden. Geschlechterverhältnisse sind historisch als Konstituentien in die Formierung der modernen Kultur und Gesellschaft eingegangen und auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch diese Formation vermittelt. Die historisch-spezifische Form des einen ist nicht zu begreifen ohne die des anderen. Ähnliches gilt im Feld der Kulturtheorie. Kulturtheorie, die die „systematische Inversion“ nicht reflektiert, die in die „Herzkammer der Moderne“ (Honegger 1991) eingelassen ist, die Geschlechterrelation im Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, kann die Gegenwart nicht begreifen.

Ein Großteil gegenwärtiger Gesellschaftstheoretiker, einschließlich derjenigen kritisch-theoretischer und marxistischer Provenienz, scheint nach wie vor stillschweigend anzunehmen, dass Geschlechterverhältnisse einen mehr oder

weniger abtrennbaren Bereich darstellen. Ein kategorialer Zuschnitt von Sozialtheorie, der die durchgängige Strukturierungsmacht von Geschlechterverhältnissen in allen Bereichen von Staat, Kultur und Gesellschaft ignoriert, der den gesamten Komplex der soziokulturellen Organisation von Generativität, Verwandtschaft und Sexualität ausblendet, auf den sich historisch spezifische Herrschaftsformen und -politiken bezogen haben und beziehen und der den sozioökonomischen Stellenwert der nicht marktvermittelt geleisteten Formen von Frauenarbeit nicht erkennt, (re)produziert auf doppelte Weise Ideologie: Durch „Entnennen“ wird die Abhängigkeit des Status quo gesellschaftlich-kultureller Lebensverhältnisse vom Geschlechterverhältnis unterschlagen, anstatt sie theoretisch aufzuklären und in ihren Transformationen auszuloten. Durch Partikularisierung werden Fragen des Geschlechts konzeptionell zunächst auf die weibliche Genus-Gruppe beschränkt, um sie dann entlang des Schemas „Öffentlich/Privat“ dem Bereich des „Privaten“ zuzuordnen. Es ist dieses Muster, das bereits Simone de Beauvoir dazu veranlasste festzustellen, dass in der Geschichte des Denkens nur Frauen ein Geschlecht haben – während die männliche Genus-Gruppe vorgebe, das Allgemeinmenschliche zu repräsentieren. (de Beauvoir 1951)

Gesellschaftsdiagnosen ändern sich, wenn das Geschlechterverhältnis einbezogen wird, sie werden widersprüchlicher, Ungleichzeitigkeiten treten in den Blick. Vom Geschlechterverhältnis her gesehen wird die Problematik historischer Epochen- oder Phasenkonstruktionen besonders augenfällig, wie zahlreiche Exempel aus der Geschichtswissenschaft zeigen. Die kritische Rückfrage „Did Women have a Renaissance?“ (Kelly 1977) lässt sich durchaus auch auf neuere Periodisierungen übertragen, etwa auf Hobsbawms (1996) Konstruktion eines „Golden Age“ der Nachkriegszeit (wie „golden“ waren die 50er und 60er Jahre für Frauen, die Phase des erstmals weitgehend durchgesetzten Modells der „Hausfrauenehe“, die mit fortbestehenden rechtlich fixierten Formen der Ungleichstellung und ökonomischer Abhängigkeit verbunden war?); auf Annahmen über das Ende der Arbeitsgesellschaft (welche Arbeit geht aus, in welchem gesellschaftlichen Arbeitsbereich vermehrt sich die Arbeit aufgrund der Rückverlagerung von Dienstleistungen im Zuge des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen?); auf Theorien der Individualisierung (wie verhält sich die Arbeitsmarktindividualisierung zur anhaltenden Arbeits- und Zuständigkeitsverteilung im Bereich der privaten Reproduktion?)

Feministische Theorie befindet sich gegenwärtig in einer widersprüchlichen Situation: Ihre Interventionen in den Diskurs über das Veralten von Begriffen und die Gefahren des Wirklichkeitsverlust, bestehen wesentlich im Erinnern daran, dass aus feministischer Sicht viele der heute zur Disposition gestellten

Begriffe schon unwirklich waren, auch als sie noch à jour erschienen. Zumindest auf den ersten Blick positioniert sich diese Perspektive der Kritik im Vergangenen: Wie die Dekonstruktion klebt sie ein Stück weit als kritischer „Parasit“ (Derrida) an den starken Behauptungen großer Traditionen, während diese zu erodieren scheinen. Der vermeintliche Traditionalismus dieser Haltung entpuppt sich jedoch als durchaus realistisch angesichts der historischen Erfahrung, dass androzentrische Perspektiveverengungen und Machtverhältnisse ebenso zählebig wie kulturell variabel sind. Vielleicht ermöglicht gerade dieses Moment von Beharrlichkeit es ihr, genauer zu werden in der Bestimmung dessen, was in der theoretischen Reflexion wie in der gesellschaftlichen Realität „anders“ geworden sein könnte und was nicht.

Der Bezugspunkt, von dem aus solche Kritiken formuliert werden, ist der der ausgeblendeten Wirklichkeiten der Geschlechterdimension. Gleichzeitig hat sich inzwischen herumgesprochen, dass feministische Kritik und deren epistemologische Fundierungen ihrerseits Ausschlüsse produzieren, die sie anfechtbar machen. Die Auseinandersetzung mit den normativen Implikationen feministischer Kritik, in der häufig Erfahrungen bestimmter Gruppen von Frauen (weiße, heterosexuelle Frauen der Mittelschicht) verallgemeinert worden waren, hat in der internationalen feministischen Diskussion eine Dynamik von Reflexivität in Gang gesetzt, die in anderen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften ihresgleichen sucht: Wer beansprucht von wo aus, auf dem Hintergrund welcher Erfahrungen für wen zu sprechen? Auf welche Weise tangiert die soziale Situierung die Wahrnehmung der Welt? Was ist verallgemeinerbar und aus welchen Gründen? (Klinger 2000, Knapp 1998) Der extreme Spagat zwischen normativ-politischer Kritik und selbstkritischer Reflexivität, den feministische Theorie derzeit vollzieht, kommt einer Zerreißprobe gleich. Positiv gewendet begründet er jedoch die Chance auf Zukunft, wenn es gelingt, den wissenschaftlich-kulturellen und sozialen Wert dieser einmaligen Konstellation aufeinander bezogener Arbeit an Differenz und Ungleichheit lebendig zu halten. Das Unruhemoment, das feministische Theoriediskussionen stets antrieb, ist begründet in dem konstitutiven Spannungsverhältnis, das ihr zugrundeliegt: der gleichzeitigen Unverzichtbarkeit und – im strengen Sinne – Unmöglichkeit der fundierenden Bezugnahme auf ein „Wir“ (Metasubjekt: „Frauen“). Das im feministischen Anspruch perspektivisch enthaltene „Wir“ unterstellt geteilte Problemhorizonte, die in der Abarbeitung an Ungleichheit und Verschiedenheit immer wieder differenziert, konkretisiert, relationiert, relativiert und neu bestimmt werden müssen. Es ist nicht zufällig, dass sich historisch diese Dynamik in dem Maße verstärkt, in dem sich einerseits innerhalb der Gesellschaften Formen von Kritik artikulieren, die sich auf unterschiedlich verfasste Konfigu-

rationen von Herrschaft und Ungleichheit richten und sich andererseits und gleichzeitig der feministische Diskurs internationalisiert.

Zieht man in Betracht, dass im Sog des wachsenden Tempos gesellschaftlicher Abläufe Reflexionszeit zum knappen Gut wird, selbst in den darauf spezialisierten Einrichtungen zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft, dann scheint allerdings die Arbeit an solcher Komplexität, die mühsame Ausbildung von Unterscheidungsvermögen, das Festhalten an Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten als Maximen kritischer Wissenschaft aufs Ganze gesehen nicht gerade aussichtsreich. Aber es ist auch eine in Erfahrungen begründete Einschätzung, dass die objektive Bedeutung dieser Maximen umgekehrt proportional zur Einschränkung ihrer Möglichkeitsräume wächst. In gewisser Weise gehört dies sogar zu den Ausgangserfahrungen der Frauenforschung.

Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik will einen Beitrag zu solchem Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten leisten. Als erster von zwei Bänden zur feministischen Gesellschaftskritik verfolgt er die Intention, den in der jüngeren Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend fallen gelassenen Faden gesellschaftstheoretischer Reflexionen wieder aufzunehmen. Wir gehen davon aus, dass feministische Theorie – nach dem mikrosoziologischen und poststrukturalistischen Boom der achtziger und neunziger Jahre – makrosoziologische Dimensionen der Gesellschaftsentwicklung nicht länger vernachlässigen kann. Das spezifische Gewicht empirisch durchaus konstatierbarer Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen lässt sich ohne Rückgriff auf Analysen übergreifender ökonomischer und soziokultureller Zusammenhänge und eine theoretisch komplex fundierte Empirie kaum bestimmen. Die Beiträge dieses Bandes beziehen sich in unterschiedlicher Weise auf diesen Fokus. Zum einen stellen feministische Wissenschaftlerinnen, die selbst ausgearbeitete Analysen zum Geschlechterverhältnis vorgelegt haben, das Potenzial ihrer Ansätze und ihrer Forschung für feministische Gesellschaftskritik vor. Zum anderen wird danach gefragt, wie Zusammenhänge von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft in einflussreichen Positionen der zeitgenössischen Theoriebildung und Sozialdiagnosen reflektiert werden: Worin besteht ihr Potenzial für feministische Analysen gegenwärtiger Transformationsprozesse und wie müssen sie gegebenenfalls revidiert werden, um für Analysen der Vergesellschaftung im Geschlechterverhältnis brauchbar gemacht werden zu können. Der nachfolgende Band wird die Diskussion fortführen mit Blick auf die gesellschaftstheoretischen Implikationen der neueren Auseinandersetzung um die soziale und kulturelle Heterogenität von Frauen.

Literatur

- Beck, Ulrich (1994): Vom Veralten sozialwissenschaftlicher Begriffe. Grundzüge einer Theorie reflexiver Modernisierung, in: Christoph Görg (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang, Darmstadt.
- Bonß, Wolfgang (1993): Die Wirklichkeit dreht sich - Was macht die Soziologie?, in: Soziale Welt 1.
- (1994): Die Soziologie in der Gesellschaft. Verwendung und Relevanz soziologischer Argumentationen, in: Christoph Görg (Hrsg.): Gesellschaft im Übergang, Darmstadt.
- de Beauvoir, Simone (1951): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Hamburg.
- Derrida, Jacques (1997): Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen, Berlin.
- Dölling, Irene (1995): Das Veralten der Frauenforschung, in: Frauen-Prisma, Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung, Universität Potsdam.
- Giesen, Bernd (1989): Krise der Krisenwissenschaft? Oder: Wozu noch Soziologie?, in: Soziale Welt 1/2.
- Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs, Opladen.
- Friedrichs, Jürgen/Lepsius, Rainer M./Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.) (1998): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen.
- Haraway, Donna (1995): Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft, Hamburg/Berlin.
- Hobsbawm, Eric (1996): Das Zeitalter der Extreme, München.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a.M./New York.
- Kelly, Joan (1977): Did Women have a Renaissance? In: Renate Bridenthal und Claudia Koonz (Hg): Becoming Visible. Women in European History, S. 139-163.
- Klinger, Cornelia (2000): Das Projekt der Aufklärung und der Prozess der Moderne. Zusammenhänge und Widersprüche, in: Reinalter, Helmut (Hrsg.): Aufklärungsprozesse seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt a.M.
- Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.) (1998): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne, Frankfurt a.M./New York.
- Luhmann, Niklas (1991): Am Ende der kritischen Soziologie, in: Zeitschrift für Soziologie 22/3.
- Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.) (1991): Jenseits der Utopie, Frankfurt a.M.
- Negt, Oskar (1998): Das permanente Macht-Dilemma der Geistes- und Sozialwissenschaften, in: Reinalter, Helmut/Benedikter, Roland (Hrsg.): Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld zwischen Moderne und Postmoderne, Wien.